



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Th., O.: Neues Mönchthum.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Neues Mönchthum.



ist die Welt wirklich so schlecht, daß, wer den Verzicht auf ihre Güter predigt und zur Flucht in die Studirstube räth, sich für einen Freund der Welt ausgeben darf? Und ist der ein Menschenfreund, der auf alles, was das Leben der meisten thatsächlich erfüllt, mit Verachtung blickt, dagegen die nur einer geringen Anzahl möglichen Bemühungen um Erkenntniß-Gewinnung als einzigen lohnenden Lebensinhalt anpreist?

Die Verleumdung der Welt, der gegenüber Entsaugung das Beste sei, und die gleichzeitige Ueberschätzung der ewig mit sich selbst beschäftigten Meditation ist nicht neu und als eine Wiederbelebung indischer Selbsttäuschung auch nicht interessant, aber neu ist, daß ein Vertreter dieses Standpunktes, ein Mann, der in die dem höchsten Alter allein zukommende „Herzensstille und wunschlose Ruhe des Gemüths“ die Glückseligkeit setzt und damit das eigentliche Dasein zwischen Geburt und Tod verurtheilt, für die Welt und für das Leben zu sprechen meint und nicht gewahr wird, daß er selbst jener Krankheit, jenem in System gebrachten Verfolgungswahnsinn, dem Pessimismus verfallen ist, den er zu bekämpfen trachtet. Der Pessimist, der als solcher auftritt, verdient nicht ohne weiteres Beachtung, aber derjenige Schriftsteller, der anscheinend die Pessimisten befehdet und doch, ohne es sich klar zu machen, zu ihnen gehört, ist eine interessante und — nicht ganz ungefährliche Erscheinung.

Ein Herr B. M. W. Koch ist mit einer im Jahre 1880 bei Krose erschienenen Schrift „Ueber die rechte Gestalt des individuellen Daseins, mit besonderer Berücksichtigung der Religion. Eine welt- und menschenfreundliche Betrachtung“ in die schwebenden Verhandlungen über das Für und Wider des Lebens und der Welt eingetreten. Da in dem literarischen Streite zwischen der optimistischen Versöhnung mit dem Dasein und der pessimistischen Verwerfung desselben die Betheiligung eine ungleiche ist und die Lebensfeinde zahlreich sind, so würde uns ein neuer Vertheidiger des Lebens willkommen sein; aber den können wir nicht willkommen heißen, der zwar Miene macht, für uns zu kämpfen, in Wahrheit aber zu den Gegnern gehört.

Wer es unternimmt, die rechte Gestalt für das Dasein des einzelnen aufzuzeigen, der muß ein Bewußtsein haben von der Wichtigkeit und den Consequenzen seines Thuns. Wenn er als normal und wünschenswerth ein Dasein schildert, wie es thatsächlich für die meisten Menschen verläuft und für alle verlaufen

könnte, so hat er nachgewiesen, daß das Leben — das wirkliche — einen bedeutenden und befriedigenden Inhalt hat. Wenn er aber eine Form und Erfüllung des Daseins als die rechte hinstellt, die in Wirklichkeit nur bei einer verschwindend kleinen Zahl von Menschen anzutreffen und in größerer Verallgemeinerung nicht einmal möglich ist, so hat er das Leben, wie es ist, verurtheilt und verworfen.

Diejenige Gestalt des Daseins nun, welche dem Verfasser der vorliegenden Schrift als die rechte erscheint, ist von der Beschaffenheit, daß nur wenige Hundert sie verwirklichen können, die gesammte übrige ungeheure Mehrzahl aber und insbesondere das Weib ihrer niemals theilhaftig zu werden vermag. Es stünde also schlimm mit dem Leben, wenn des Verfassers enger Begriff von ihm Anspruch auf Geltung hätte. Aber das Leben hat mit dem Ideal des Herrn Koch nichts zu schaffen. Eine engherzigere und irrigere Meinung ist wohl nicht aufzutreiben, als daß der Philosoph allein wirklich lebe, die andern Menschen nicht. Das ist aber die Meinung des Verfassers, wenn er sie auch nicht so klar formulirt; hätte er das gethan, so würde er sie vielleicht unterdrückt haben, ehe er damit vor das Publicum trat.

Worauf es ihm ankommt und worin das Leben der Menschen aufzugehen habe, ist die Ausbildung der Persönlichkeit. Darunter versteht er die Ausbildung des Verstandes in dem Sinne, daß er „reines Weltauge“ werde. Deshalb ist der Gegenstand der Erkenntniß, um den es sich handelt, die Welt, ihre Elemente, ihr Aufbau, ihre Entwicklung und ihr Schicksal; das Ziel dieses Erkennens eine „freie Abspiegelung der Welt bis in die Tiefen ihres Daseins;“ das „Werk des Schöpfers“ soll der Mensch noch einmal „auf eigne Weise vollbringen;“ er soll „das Univerfum in sich zur Wiedergeburt kommen lassen.“

Das klingt ja zunächst ganz harmlos,\*) denn eine zutreffende Vorstellung von der Welt zu gewinnen, liegt im Bereiche des allgemeinen menschlichen Interesses. Aber die Harmlosigkeit schwindet, wenn das Ringen nach dieser Erkenntniß als der einzig werthvolle Lebensinhalt ausgegeben und zugleich der Antheil, welchen die Religion an der Beantwortung der hierher gehörigen Fragen hat, abgewiesen wird. Dadurch werden thatsächlich vom „Leben“ alle ausgeschlossen bis auf eine handvoll Leute, die sich angelegentlich mit philosophischen Problemen beschäftigen. Wenn der Verfasser nichts weiter bezweckte, als uns von der Befriedigung, die er in seiner Studirstube findet, zu unterhalten, so würden wir uns vielleicht unterhalten fühlen und allenfalls über die Ueberschwänglichkeit seiner Schilderung lächeln, weil wir wissen, daß jeder sein Steckenpferd reitet. Aber

\*) Auch Klopstock preist in seiner Ode „Der Zürchersee“ die Schönheit eines frohen Gesichts, „das den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denkt.“ D. Red.

Herr Koch erhebt den Anspruch, und zwar als Gegner des Pessimismus, dasjenige Thun zu zeigen, durch welches der Mensch sein Leben allein werthvoll machen kann. Hierdurch wird die Sache ernst, und das Lächeln hat ein Ende. Wir dürfen nicht darüber lächeln, daß einer dreist genug ist, dem Staatsmann, der mit Einsetzung seiner Geisteskraft und Energie für das Wohl seiner Nation thätig ist, dem Gelehrten, der ein scharf umgrenztes Specialgebiet zu durchforschen für seine Aufgabe ansieht, dem Geschäftsmann, dessen Bemühungen auf Vermehrung und oft nur auf Erhaltung seines Besitzes gerichtet sind, dem Beamten, dem die treue Erfüllung seiner Pflichten wenig Zeit zur Erholung übrig läßt, und dem Arbeiter, den seine Beschäftigung wahrlich nicht an philosophische Fragen heranführt, das eigentliche Leben abzuspreehen. Wir dürfen nicht lächeln, wenn wir das Weib, das niemals seinen heldenhaften und schönen Beruf zu Gunsten einer philosophischen Grübelelei preisgeben möge, vom eigentlichen Leben ausgeschlossen sehen. Es ist ja doch eine wohlbekannte und unleugbare Thatsache, daß fast alle Menschen die Frage nach der Beschaffenheit der Welt und sonstigen letzten Dingen als für sie gelöst und zwar in der Mehrzahl durch die Religion gelöst erachten und übrigens ihrem Berufe nachgehen; nur wenige sind der philosophischen Forschung ergeben. Indem Herr Koch diesen wenigen bescheinigt, daß sie allein ein lebenswerthes und inhaltvolles Dasein führen, alle übrigen aber mit Verachtung behandelt, erweist er sich als Pessimisten und zugleich in einem colossalen Wahn befangen.

Fragen wir, an welchem Maßstab der Verfasser das Leben mißt, so werden wir sehen, daß nicht sowohl der Maßstab neu als der Gebrauch, den er davon macht, falsch ist. Es giebt, sagt er, zwei Arten von Besitzthümern. Die einen sind innerlich, Bereicherungen des Wesen und — wie er sie nennt — Daseins-Erweiterung; die andern sind entweder äußerlich oder jedenfalls von geringerm Werthe, sie können nicht in den Menschen aufgenommen, nicht unverlierbar gemacht werden. Wir wollen den Verfasser nicht darauf verweisen, daß auch diese Grenze ungenau gezogen ist, da ja sogar der Verstand verlierbar ist, sondern wir wollen nur mittheilen, was er zu den geringern Besitzthümern rechnet.

Zunächst natürlich die materiellen Güter, denen er bloß eine „vorbereitende Bedeutung“ zuspricht. Alsdann die „sogenannten moralischen Beziehungen, welche zwischen dem Individuum und seinen Mitmenschen obwalten.“ Er nennt sie „höher und bedeutsamer“ als die materiellen Güter, warnt aber sofort vor ihrer Ueberschätzung. Von dieser Warnung werden betroffen der Staat, die Freundschaft, „überhaupt die Gesammtheit der geselligen Verknüpfungen;“ und über die Liebe, welche er als die innigste Gegenseitigkeitsbeziehung anerkennt, sagt er, zu besonderer Warnung: „actuelle Bereicherung und wirkliche Erweiterung haben

wir in ihr unmittelbar nicht, ebenso wenig wie in den übrigen interhumanen Verknüpfungen.“ Man bedarf aller dieser Güter, „wenn man fröhlich und wohl-gemuth den Weg der Vollendung wandeln will.“ Das aber ist der Weg der Erkenntniß, und diese „vollendet sich erst im speculativen Wissen.“

Wir wollen den Mann einmal fröhlich und wohlgenuth seines Weges ziehen lassen und einstweilen hier Halt machen. Wen ist thatsächlich das speculative Wissen zugänglich gemacht? Es erfordert die Gewöhnung an abstractes Denken, also hohe Schule und Studium. Aber wie klein ist die Zahl der Menschen, denen eine solche Schulung zu Theil wird! Und auch von diesen sind es die wenigsten, die ihrem Berufe die Zeit und ihrem Charakter die Neigung zu „speculativem Wissen“ abgewinnen. Sie und alle übrigen Menschen verzichten auf speculatives Wissen und begnügen sich mit den Gütern zweiter und dritter Klasse. „Das ist kein Leben,“ sagt Herr Koch; aus jenen Gütern entsteht keine „Da-seins-Erweiterung,“ auch aus der Liebe erwächst keine „actuelle Bereicherung.“ Wir schließen aus dieser groben Unterschätzung, welche der Mann der Liebe angedeihen läßt, daß er nicht verheirathet ist, daß er dem Junggesellenclub, jenem Verein sitzengeliebener Männer, nahe steht, daß er die Liebe nur von ihrer Schattenseite, auf dem Wege des Fiasco, kennen gelernt hat. Glücklicherweise ist solche ärmliche Ansicht von der Liebe ebenso paradox als widerwärtig, und jeder natürliche, d. h. weder speculativ überspannte noch moralisch verkommene Mensch weiß, welche hohe Bedeutung die Liebe für das Leben des einzelnen hat, auch wenn niemals die Dichter und Künstler, die doch auch Kenner des Menschlichen sind, zu ihm gesprochen haben, und weder „Romeo und Julia“ noch der „Raub der Helena“ zu seinen Erfahrungen gehören.

Kein Wunder, daß nun auch das Weib überhaupt unter den Zurechnungs-fähigen des Kochschen Systems keinen Platz gefunden hat, denn das Weib möchte nicht und darf nicht gegen den Plunder irgend einer speculativen Weltanschauung irgend ein Stück ihres Wesens austauschen. Oder soll sie es thun, um in der Achtung des Verfassers zu steigen? damit er ihr, die gerade in den „interhumanen Verknüpfungen“ ihre Stärke hat und ihren großherzig weitgesteckten Pflichten mit wahrhaftem Heroismus und oft erhabner Gesinnung entspricht und so ihr Leben ausfüllt, eine höhere Stelle anweist? Sie verzichtet, und des Verfassers System bleibt ein Männer-System. Herr Koch ist nicht der einzige Speculirer, in dessen Augen das Weib eine untergeordnete Rolle spielt. Was ist daran gelegen, ob sich zur Zahl derer, welche in thörichter Ungerechtigkeit oder mit traditioneller Heuchelei das Weib geringschätzen, noch einer hinzudrängt? Darum bleiben doch, nach wie vor, zur Verwirklichung des Lebensglücks die Rollen so vertheilt, daß der Mann auf sicherem Unterbau das Postament errichtet, das Weib aber die

Statue daraußstellt. Geringschätzung des Weibes ist der verderblichste Bestandtheil des allgemeinen Pessimismus. Für einen Pessimisten aber haben wir den Verfasser zu erkennen, wenn er selbst auch das Gegentheil versichert und noch so „fröhlich und wohlgemuth“ seine Strafe zieht.

Befinden wir uns nicht sofort mitten in der alten Litanei vom Lebenselend, wenn er sagt, daß, wo nicht dem von ihm gepriesnen Ziel das Hauptstreben zugewendet wird, „Angst und Noth, Leid und Trübsal, Furcht und Sorge nimmer ein Ende nehmen?“ Haben wir hier nicht eine Leistung jener pessimistischen Einseitigkeit und Thorheit vor uns, welche nur das Schlimme hervorhebt und das Positive und Beglückende verschweigt oder verächtlich macht, welche fürchtet, daß der Anerkennung des freilich nicht ungetrübten Glückes zuviel Genügsamkeit oder gar etwas von dem Lumpenthum der Bescheidenheit anhafte, welche sich in Anklagen gegen Welt und Leben ergeht, weil sie in den Irrthum verfallen ist, daß eine Weisheit um so tiefer sei, je elegischer sie klinge? In seiner Verwerfung dessen, was den Menschen insgesammt das Leben werthvoll macht, hätte unser Pessimist keine deutlichere Sprache reden können als in folgendem: „Der Ausdruck ‚Resignation‘ (die er nämlich unmittelbar vorher empfiehlt) hat einen widerwärtigen Klang für die Kinder dieser Welt, aber die Cyniker haben wohl Recht, wenn sie behaupten, daß der Weg der Entsagung der kürzeste und sicherste sei zur Glückseligkeit. Nichts wollen, nichts wünschen, nichts suchen, begehren und verlangen, als allein Tugend, (Willensfreiheit) und Erkenntniß, ist und bleibt die zuverlässigste Anweisung zu einem glückseligen Leben.“ So predigt der Mann Entsagung und giebt sich dennoch aus für einen Freund der Welt; so empfiehlt er als einzig werthvollen Lebensinhalt das speculative Wissen, welches fast allen unzugänglich ist, und führt sich dennoch ein als einen Freund der Menschen.

Wir würden uns einer Lächerlichkeit schuldig machen, wenn wir noch fragen wollten, welchen Werth eine Philosophie habe, die den Menschen das Leben zu verleiden trachtet und dafür — in seltsamer Dreistigkeit — etwas anpreist, das den meisten unerreichbar, übrigens aber so beschaffen ist, daß die, welche es kennen gelernt haben, es wahrlich nicht gegen den Mitgenuß des vollkräftigen und bethätigungsreichen Lebens eintauschen möchten. Denn das speculative Wissen ist im Vergleich zu der nach allen Seiten regen Bethheiligung am wirklichen Leben mit seinen Freuden und Hemmungen, mit seinen Triumphen und Rückschlägen, mit seinem Leid und seiner tiefen Befeligung, etwas unfählich werthloses.

Daß bei jener Zurückziehung der einzelnen auf sich selbst, bei jener ängstlichen Sorge um die „Erweiterung und Bereicherung“ der eignen lieben Persönlichkeit die Beziehungen zu Gemeinde und Staat, die Thätigkeit für andre, für das Gemeinwohl, das manches trefflichen Mannes aufopferungsvolles Leben in

Anspruch nimmt, keine Würdigung, sondern Geringschätzung erfahren, ist selbstverständlich, brandmarkt aber zugleich den engherzig egoistischen Standpunkt dieser Philosophie und angeblichen Lebensweisheit. Sie ruht durchaus auf einer Verkennung des Moralischen überhaupt und der Natur des Menschen, welcher in der Isolation, auch wenn sie von wichtiger Erkenntniß überströmte, sein Heil nun und nimmermehr findet. An dieser Thatsache müssen Unternehmungen wie die des Verfassers unbedingt scheitern.

Und hat sich nicht bereits die Selbstvernichtung seines Systems vollzogen? Der Mann, dem es um nichts zu thun ist als um Erkenntniß-Gewinnung und Erweiterung seiner Persönlichkeit, hat „die Ergebnisse seines Nachdenkens“ veröffentlicht — veröffentlicht, damit sie andern zu gute kommen, und weil der Mann in seiner Isolation keine volle Befriedigung gefunden hat. In seiner Theorie schätzt er die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch gering, aber sein natürlicher Trieb schlägt jene öde Theorie zu Boden: mit dem Besten, was er hat und kennt, mit seinem „speculativen Wissen“ wendet sich der Mann an seine Mitmenschen.

Sollen wir den Verfasser daran erinnern, daß ein Dichter, dessen Lebenslauf seinem Ideal glücklicherweise nicht entspricht, sich mit demselben Problem von der rechten Gestalt des individuellen Daseins beschäftigt hat? Goethes Faust beginnt mit dem Erkenntniß-Mausch; er verfällt alsdann dem Extrem des Sinnengenußes; er gelangt zuletzt zur Ergreifung der productiven Thätigkeit, der im Zusammenhang der Menschheit bedeutsamen Arbeit, und — findet Befriedigung. Goethe hat das Problem gelöst, nicht Herr Koch. Was in Fausts Leben zeitlich auseinanderliegt und aufeinanderfolgt, soll vereinigt werden, so daß Wissen und Erkennen, Wirken und Schaffen und Genießen harmonisch verbunden sind. Dieses Ziel ist zu erreichen und ist, zum Ruhme des Lebens und der Welt, nicht schwer zu erreichen.

Es hat sich gezeigt, daß der Verfasser nicht berufen ist, der Schöpfer einer praktischen Lebensphilosophie zu werden. Da er aber eine erstaunliche Verehrung des speculativen Wissens an den Tag legt, so könnten wir ein günstiges Vorurtheil fassen für seine Kraft der Speculation, für seine Virtuosität im abstracten Denken. Er hat jedoch Gelegenheit genommen, auch dies Vorurtheil gründlich zu beseitigen in demjenigen Theile der Schrift, welcher die Zwiespältigkeit im Leben des Menschen auf die fundamentale Beschaffenheit der Welt oder des Seins zurückzuführen versucht. Wir lernen hier den Metaphysiker Koch kennen und erfahren, wie er die allgemeinsten Begriffe handhabt. Es ist eine traurige Erfahrung.

Daß die Philosophie keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit hat, wenn sie Erdichtungen für ausgemachte Wahrheiten und willkürliche Wortcompositionen

für klare Begriffe ausgiebt, ist unbestreitbar, wie es selbstverständlich ist, daß auch in ihr eine feste Methode zu herrschen hat, vermöge deren keine Begriffe eingeführt werden, die nicht logisch widerspruchsfrei und zutreffend, d. h. mit der Wirklichkeit übereinstimmend sind, daß aber übrigens zwar der Phantasie ein kleiner und nothwendiger, der Phantasterei jedoch gar kein Platz eingeräumt wird. In diesem Sinne hat das Verfahren und Denken des Verfassers mit wirklicher Philosophie wenig gemein.

Er beginnt nach einigen vorausgeschickten Gedanken über Kraft, Spannung und Substanz, deren Kritik wir unterlassen, seine Auseinandersetzung über das „originale Zwiespaltselement“ mit der Frage: „Welches sind nun die fundamentalen Mächte oder Factoren, die jene Spannung („vermitteltst welcher sich die Substanz selber trägt“) bilden?“ Und er antwortet: „Es müssen zwei Willen sein von der Art, daß der eine den andern zugleich negirt und postulirt.“ Gleich darauf werden diese „Willen“ näher bezeichnet als „der Wille des absoluten Etwas und der Wille des absoluten Nichts.“

Der Verfasser steigt also hinab zu den Fundamenten des Seins und findet daselbst zwei Willen? Nein, er ist nicht hinabgestiegen, und er hat nichts gefunden. Wozu dies selbstgefällige Gebahren? wozu dies Spiel mit dem Ernst? Wenn der Mann zu uns spräche: „Ich, B. M. W. Koch, bin aus dem Gefolge Schopenhauers und wandle in seiner Metaphysik; ich glaube, was er glaubte; ich sage nach, was er gesagt hat; jedoch nehme ich mir die Freiheit, meine Herrschaften, etwas Eigenes und Originales seiner Lehre hinzuzufügen, indem ich an die Stelle des einen Willens zwei setze“ — wenn der Mann so spräche, dann würden wir sehen, daß er uns belustigen will, und würden ihn willkommen heißen und freundlich bitten, Platz zu nehmen. Aber das thut er nicht, vielmehr spricht er vom Willen als eigentlichem Weltwesen und gar von seinen zwei Willen als noch eigentlicheren Weltwesen wie von ausgemachten Dingen. Leider benehmen sich so heute noch mehr Leute, die, unbefangen oder dreist, Schopenhauerische Begriffe wie „Weltwille,“ „Objectivation“ u. einander von Hand zu Hand werfen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß es Schneebälle sind: wenn der Frühling kommt, werden sie nichts mehr zwischen den Fingern haben. Dies Verfahren, in der Literatur und Deffentlichkeit, ist nicht wissenschaftlich, und, da Wissenschaftlichkeit allein die Redlichkeit der Philosophen ist, auch nicht redlich; wobei wir diesem Begriff eine etwas höhere Function geben, als er im eigentlich moralischen hat.

Dem „Willen des absoluten Etwas“ läßt der Verfasser den „Willen des absoluten Nichts“ entgegenwirken. Zunächst fragt man: Wozu „absolut?“ Wer es mit dem Nichts ehrlich meint, der denkt dabei genau daselbe wie bei absolutem Nichts. Also „Wille des Nichts.“ Man sollte glauben, derjenige, welcher uns

zumuthet, diese Wortcombination für einen ernsthaften Begriff zu halten, wolle uns verspotten. Aber Herr Koch will uns vielmehr belehren. „Wille des Nichts.“ Das Nichts, dessen einzige Qualität es ist, nichts zu sein, d. h. alles, was ist, nicht zu sein, soll gleichwohl Wille sein. „Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.“ Der Verfasser hat sich dabei nichts gedacht, weil es unmöglich ist, dabei etwas zu denken; und so giebt er uns, der allen Grund hatte, eine Probe von speculativem Wissen abzulegen, eine Probe von speculativem Gerede. Er kennt einen Antagonismus zwischen dem Willen des Etwas und dem Willen des Nichts; an andern Stellen spricht er auch von dem Antagonismus zwischen Etwas und Nichts. Was aber nicht ist, was also nicht einmal etwas ist, wie kann das einen Antagonismus eingehen? Es giebt wohl einen Unterschied und Gegensatz zwischen Etwas und Nichts, aber einen Widerstreit, einen Kampf, einen Antagonismus? Diese Nichts-Idee hätte der Verfasser aus seinen metaphysischen Ueberlegungen fernhalten sollen, sie ist allzu nichtig. Freilich wollte er mit ihrer Hilfe die Schwierigkeiten einer praktischen Philosophie beseitigen; aber dazu ist sie nicht geeignet, wir sind sogar überzeugt, daß sich damit nicht ein Hund vom Ofen locken läßt.

Da aber einmal Herr Koch Etwas und Nichts in Spannung setzt, so dürfen wir, die Zusehauer, erst recht gespannt sein, was dabei herauskommt. Nicht viel mehr, als bei der Multiplication mit 0 herauszukommen pflegt: „Durch ihren Widerstreit bilden sie eine Spannung, und diese ist die eigentliche Urkraft, die fundamentale Weltenergie, vermittelt welcher das Seiende oder die Substanz sich trägt. . . Man hat sich die letztere als eine Wesenheit zu denken, welche sich in vollkommen gleicher Weise aus den beiden contrariis des reinen Etwas und des reinen Nichts zusammensetzt.“

Nachdem wir gesehen haben, daß der Verfasser sein Gebäude auf Nichts gegründet hat, wollen wir von diesem metaphysischen Product, von dieser Nichts-Philosophie und philosophischen Nihilologie Abschied nehmen, jedoch nicht ohne uns noch einmal daran zu erinnern, daß es Erzeugnisse eines Mannes sind, der mit dem speculativen Wissen und, da er doch sein eignes am höchsten stellt, mit diesem lächerlichen Plunder die Genüsse des Lebens aufzuwiegen meint!

Von der in der Schrift enthaltenen Religionskritik, zu welcher der Verfasser besser gerüstet scheint, und in der sich jedenfalls eine charaktervolle Persönlichkeit wirksam erweist, vielleicht ein andermal.

O. Th.

